

Jacques Derrida

Die unbedingte Universität

*Aus dem Französischen von
Stefan Lorenzer*

Als Jacques Derrida seinen vielbeachteten Vortrag zur Zukunft der Universität auf Einladung von Jürgen Habermas in Frankfurt hielt, stellte ihn die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* in eine Reihe mit den berühmten Reden Kants, Schellings, Nietzsches und Heideggers. Derrida entwirft eine bedingungslose, unbedingte Universität, die zugleich eine mögliche Orientierung für die Geisteswissenschaften insgesamt reflektiert und einschließt. Sein Versuch, eine moderne Form der Universität zu umreißen, kann der aktuellen Debatte über die Reform der Universität entscheidende philosophische Impulse geben. Sein Text verbindet dabei eine subtile und präzise philosophische Argumentation mit einer pointierten politischen Position.

Suhrkamp

Titel des französischen Originals:
L'université sans condition

Die unbedingte Universität

edition suhrkamp 2238

Erste Auflage 2001

© Jacques Derrida 2001

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das

des öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,

auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Satzcentrum, Lahnau

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

1 2 3 4 5 6 - 06 05 04 03 02 01

und unbestreitbar Gegenstand der klassischen Humanities ist), sondern mit der Geschichte des *Begriffs* Literatur, der modernen Institution namens Literatur, ihrem Verhältnis zur Fiktion und zur performativen Kraft des »als ob«, ihrem Begriff des Werks, des Autors, der Signatur, der Nationalsprache, ihrem Bezug zu jenem Recht, alles zu sagen (oder nicht alles zu sagen), das der Demokratie ebenso zugrunde liegt wie der Idee der unbedingten Souveränität, auf die sich die Universität beruft – und in ihr das, was man, innerhalb und außerhalb der fraglichen Fachbereiche, Humanities nennt.

⑤ Diese neuen Humanities müßten sich, im selben Stil, der Geschichte der *profession* – des Berufs, der öffentlichen Erklärung, des Sichbekennens zu ... –, der *profession de foi* – des Glaubensbekenntnisses –, der Professionalisierung und der Professur widmen. Ein Leitfaden dieser Analyse könnte heute die Frage sein, was geschieht, wenn die *profession de foi*, das Glaubensbekenntnis (ja der Glaubensberuf) des Professors nicht bloß die Anwendung eines Wissens, in das man seinen Glauben setzt, nicht bloß diese klassische Allianz des Performativen und Konstativen, sondern singuläre Werke, andere Strategien des »als ob« zeitigt, bei denen es sich um Ereignisse handelt, die die Grenzen des akademischen Bereichs oder der Humanities nicht unberührt lassen. Wir sind fraglos Zeugen des Endes einer bestimmten Gestalt des Professors und seiner unterstellten Autorität; und dennoch glaube ich, wie inzwischen deutlich geworden sein sollte, an eine bestimmte Notwendigkeit der Professur.

⑥ Diese neuen Humanities müßten sich schließlich, im selben Stil, aber im Zuge einer furchteinflößenden,

zugleich kritischen und dekonstruktiven reflexiven Wendung der Geschichte des »als ob« widmen, und vor allem der Geschichte jener fruchtbaren Unterscheidung von performativen und konstativen Akten, die bislang unverzichtbar für uns zu sein schien. Es wird zweifellos nötig sein (und auch das hat schon begonnen, die Geschichte dieser so wichtigen Unterscheidung zu studieren und ihre Grenzen aufzuzeigen, während ich bislang, heute, so getan habe, als ob ich vorbehaltslos an sie glaubte, als ob ich sie für absolut verlässlich hielt). Diese dekonstruktiven Arbeiten betreffen nicht allein das originelle und geniale Werk Austins, sondern auch seine nun schon fast ein halbes Jahrhundert anhaltende Wirkungsgeschichte, zumal in den Humanities.

⑦ Ich komme nun zum siebten Punkt, nicht zum siebten Tag, oder besser: ich lasse vielleicht am Ende eben das kommen, das geschehen, was geschieht und, indem es geschieht, stattfindet oder eine Stätte einnimmt, nichts anderes umstürzt, revolutioniert, über den Haufen oder aus der Bahn wirft als die Autorität, die man in der Universität, in den Humanities

1. dem Wissen (oder zumindest seinem konstativen Sprachmodell),

2. der Profession als Erklärung oder Glaubensbekenntnis (oder zumindest ihrem performativen Sprachmodell),

3. dem Ins-Werk-Setzen, zumindest dem performativen Ins-Werk-Setzen des »als ob« einräumt.

Was ist das, was geschieht, stattfindet, hereinbricht, was ist, im allgemeinen, das, was man Ereignis nennt? Kann man diese Frage »Was ist das?« an es richten?

Das Ereignis muß nicht allein den konstativen und

propositionalen Modus der Sprache des Wissens (S ist P) aus der Fassung bringen, sondern darf selbst der Befehlsgewalt des performativen *speech act* eines Subjekts nicht mehr unterstehen. Wo immer ich durch einen performativen Akt, der wie jeder Performativ von Vereinbarungen und Konventionen, von legitimen Fiktionen und einem bestimmten »als ob« verbürgt wird, ein Ereignis hervorbringen oder bestimmen kann, werde ich zwar gewiß nicht sagen, daß nichts geschieht – aber es läßt doch das, was stattfindet, geschieht oder (mit) mir geschieht, innerhalb des Horizonts einer Erwartung, eines Vorverständnisses oder ganz einfach: innerhalb eines Horizonts sich noch kontrollieren oder programmieren. Es gehört der Ordnung des beherrschbaren Möglichen an, es ist Entfaltung dessen, was bereits möglich ist. Es gehört der Ordnung des Vermögens an, des »ich kann«, »ich bin fähig zu ...«. Keine Überraschung, kein Ereignis im starken Sinne.

Das ist nur eine andere Formulierung dafür, daß es, nach diesem Maß zumindest, sich nicht ereignet oder, wie ich im Französischen sagen würde: *que cela n'arrive pas*: Es kommt nicht an und vor, bleibt aus, geschieht nicht. Denn falls es sie gibt, die singuläre Ereignishaftigkeit dessen, was geschieht und (mit) mir geschieht, oder dessen, der da unversehens kommt und über mich kommt (was ich im Französischen *l'arrivant* nenne), wenn es also dergleichen gibt, dann setzt es einen Einbruch oder einen Ausbruch voraus, der den Horizont sprengt, der jede performative Regelung, jede Vereinbarung und jeden von einer Konventionalität beherrschbaren Kontext unterbricht. Was nichts anderes heißt, als daß dieses Ereignis einzig dort stattfindet, wo es sich von keinem »als ob«, zumindest von

keinem bereits lesbaren, entzifferbaren und *als solches* artikulierbaren »als ob« bändigen läßt. So daß es durchaus sein könnte, daß dieses kleine Wort, das »als« des »als ob« wie das »als« des »als solches« – dessen Autorität jede Ontologie ebenso begründet wie jede Phänomenologie, jede Philosophie als Wissenschaft oder als Erkenntnis –, daß also dieses kleine Wort »als« der Name des eigentlichen Problems, um nicht zu sagen: die Zielscheibe, der Dekonstruktion ist.

Daß der Performativ das Ereignis, von dem er spricht, hervorbringt, haben wir oft genug gehört. Man muß sich umgekehrt vor Augen führen, daß, wo immer es einen Performativ gibt, kein Ereignis, das dieses Namens würdig wäre, stattfinden kann. Solange das, was sich ereignet, dem Horizont des Möglichen, ja eines möglichen Performativs angehört, ereignet es sich oder geschieht es, im vollen Wortsinn, nicht.

Wie ich häufig zu zeigen versucht habe, kann einzig das Unmögliche geschehen.

Auf denselben Gedanken stützt sich auch meine wiederholte Erinnerung daran, daß die Dekonstruktion unmöglich oder das Unmögliche und daß sie keine Methode, keine Lehre, keine spekulative Meta-Philosophie sei, sondern das, was geschieht.

Die Beispiele, durch die ich versucht habe, diesem Gedanken gerecht zu werden (die Erfindung, die Gabe, die Vergebung, die Gastfreundschaft, die Gerechtigkeit, die Freundschaft etc.)³⁴ bekräftigen sämtlich ein Denken des unmöglichen Möglichen, des Möglichen als des Unmöglichen, ein Denken des Unmöglich-Möglichen, das sich durch die metaphysische Interpre-

³⁴ Diese Motive stehen im Zentrum meiner Publikationen und meiner Seminare der letzten fünfzehn Jahre.

tation der Möglichkeit oder der Virtualität nicht länger fassen läßt.

Ich werde nicht behaupten, dieses Denken des unmöglichen Möglichen, dieses andere Denken des Möglichen sei ein Denken des Notwendigen. Es ist vielmehr, auch das habe ich an anderer Stelle zu zeigen versucht, ein Denken des »vielleicht«, jener gefährlichen Modalität, von der Nietzsche spricht und die die Philosophie sich stets unterwerfen wollte. Ohne Erfahrung des »vielleicht« gibt es keine Zukunft und gibt es keinen Bezug zum Kommen des Ereignisses. Was stattfindet, darf sich nicht bereits als möglich oder notwendig ankündigen, wenn anders das Ereignis seines Hereinbrechens nicht im voraus neutralisiert sein soll. Das Ereignis unterliegt einem »vielleicht«, das sich nicht dem Möglichen, sondern dem Unmöglichen anheimgibt. Und seine Kraft läßt sich daher nicht auf die Kraft oder das Vermögen eines Performativs reduzieren, selbst wenn es letztlich jene Kraft ist, die dem Performativ seine Chance eröffnet und dem, was man die Kraft des Performativen nennt, seine Wirksamkeit verleiht.

Die Kraft eines Ereignisses ist stets stärker als die Kraft eines Performativs. Im Angesicht dessen, was mir geschieht, ja selbst dessen, was ich entscheide (und was, wie ich in *Politik der Freundschaft* zu zeigen versucht habe, eine bestimmte Passivität in sich trägt: meine Entscheidung ist stets Entscheidung des anderen), im Angesicht des oder der kommenden und über mich kommenden anderen wird jede performative Kraft überwältigt, setzt aus und ist einem Maßlosen ausge-setzt.

Diese der Erfahrung eines »vielleicht« anheimgegebene Kraft bleibt mit dem »ob« und »wenn« oder mit dem

»als ob« und »wie wenn« verwandt oder im Bunde; also auch mit einer bestimmten Grammatik des Konditionalis: Was, wenn es geschähe? Falls es geschähe? Es könnte, dies ganz andere könnte durchaus geschehen, es geschähe. Vielleicht denken heißt »wenn« und »falls« denken, »was, wenn?«. Aber es ist nicht zu übersehen, daß dieses »wenn« und »was, wenn?« heraustritt aus der Ordnung all der »als ob«, von denen wir bislang gesprochen haben.³⁵ Und wenn es sich der Verbalform des Konditionalis gemäß dekliniert, dann auch, um den Inkonditionalis anzukündigen, das eventuelle oder mögliche Ereignis des unmöglichen Unbedingten – des ganz anderen, das wir künftig (auch das habe ich heute noch nicht gesagt und getan) von der theologischen Idee der Souveränität absetzen müßten. Im Grunde ist vielleicht dies meine Hypothese (sie ist außerordentlich schwer zu fassen und fast unwahrscheinlich, genauer: *im-probable*, keinem Beweis zugänglich): Eine bestimmte unbedingte Unabhängigkeit des Denkens, der Dekonstruktion, der Gerechtigkeit müßte von jedem Souveränitätsphantasma, vom Phantasma der souveränen Verfügung freigestellt werden.

Das Denken aber dieses anderen Modus des »als«, »wenn« und »falls«, dieses mehr als Schwierige, dieses Unmögliche, das Überschreiten des Performativs und der Opposition Konstativ/Performativ gälte es erneut in den Humanities Ereignis werden zu lassen. Aber was tut man, wenn man in den Humanities die Grenze je-

³⁵ Dieses »als ob« ist kein bloß philosophisches mehr. Es ist daher, aus all diesen Gründen, vollends nicht mehr das von Valingers *Die Philosophie des Als ob*. Und auch nicht jenes, auf das sich Freud in einer Anspielung auf dieses Werk am Ende des dritten Kapitels von *Die Zukunft einer Illusion* bezieht.

der performativen Verfügung und Konventionalität, die Grenze der performativen Autorität denkt? Man versetzt sich an jenen Ort, an dem der für jede performative Operation unabdingbare Kontext (der, wie jede Konvention, ein institutioneller Kontext ist) sich nicht mehr sättigen, abgrenzen, erschöpfend bestimmen läßt.

Im Grunde wäre noch die geniale Erfindung der Unterscheidung Konstativ/Performativ ein Versuch gewesen, die Universalität der souveränen Verfügung über ihr eigenes Inneres, sie ihrer eigenen Macht, ihres Vermögens zu sich selbst zu versichern. An jenem Ort dagegen rührt man an die Grenze selbst, zwischen drinnen und draußen, und namentlich an die Abgrenzung der Universität und, in ihr, der Humanities. Man denkt in den Humanities die Irreduzibilität ihres Draußen und ihrer Zukunft. Man denkt in den Humanities, daß man im Innern der Humanities sich nicht einschließen kann und darf. Aber dieses Denken erfordert um seiner Kraft und Konsequenz willen die Humanities. Das zu denken ist keine akademische, spekulative oder theoretische Operation. Auch keine neutrale Utopie. Soweinig wie das Sprechen eine bloße Äußerung ist. Es ist diese stets teilbare Grenze, auf der das, was geschieht, geschieht. Sie ist es, mit dem es geschieht. Sie ist es, die davon affiziert und verwandelt wird. Diese Grenze des Unmöglichen, des »vielleicht«, »als ob«, und »wenn«, ist der Ort, an dem die Universität der Realität, den Kräften des Draußen ausgesetzt ist (seien es kulturelle, ideologische, politische, ökonomische oder andere Kräfte). Genau dort ist die Universität in der Welt, die sie zu denken sucht. An dieser Grenze muß sie verhandeln und ihren Widerstand organisieren. An ihr muß

sie sich ihren Verantwortungen stellen. Nicht, um sich zu schließen und jenes abstrakte Souveränitätsphantasma wiederaufleben zu lassen, dessen theologisches Erbe sie vielleicht zu dekonstruieren begonnen hat – wenn sie denn damit begonnen hat. Sondern um wirkungsvollen Widerstand zu leisten, indem sie sich mit außerakademischen Kräften verbündet, um durch eine erfindungsreiche Gegenoffensive jedem (politischen, rechtlichen, ökonomischen etc.) Wiederaneignungsversuch und allen anderen Figuren der Souveränität entgegenzutreten.

Das heißt auch, eine andere Topologie aufzurufen: Die unbedingte Universalität hat ihren Ort nicht zwangsläufig, nicht ausschließlich innerhalb der Mauern dessen, was man heute Universität nennt. Sie wird nicht notwendig, nicht ausschließlich, nicht exemplarisch durch die Gestalt des Professors vertreten. Sie findet statt, sie sucht ihre Stätte, wo immer diese Unbedingtheit sich ankündigen mag. Wo immer sie (sich), vielleicht, zu denken gibt. Zuweilen auch ohne Zweifel noch jenseits einer Logik und einer Lexik der »Bedingung«.

Wie läßt sich ein solches Glaubensbekenntnis rechtfertigen? Selbst wenn ich die Zeit hätte – könnte ich es prinzipiell rechtfertigen?

Ich weiß nicht, ob das, was ich da sage, verständlich ist, ob es einen Sinn hat. Und es ist in der Tat der Sinn des Sinns, der hier in Frage steht. Ich weiß vor allem nichts über den Status der Worte, die ich gerade an Sie gerichtet habe, ich weiß nicht, welcher Gattung dieser Diskurs angehört und was ihn rechtfertigt. Ist er akademisch? Ein Wissensdiskurs in den Humanities oder über die Humanities? Nichts als Wissen? Oder nichts

als ein performatives Glaubensbekenntnis? Gehört dieser Diskurs ins Innere der Universität? Gehört er der Philosophie an oder der Literatur oder dem Theater? Handelt es sich um ein Werk oder um eine Vorlesung oder um eine Art Seminar?

Nicht, daß ich dazu nicht ein paar Hypothesen hätte – aber letztlich ist es jetzt an Ihnen, darüber zu entscheiden. Und an anderen. Die unterzeichnen, sind auch die Empfänger. Wir kennen sie nicht, Sie so wenig wie ich. Denn was aus ihm folgen würde, wenn es denn eines Tages eintreten sollte, dieses Unmögliche, von dem ich spreche – sich das auszudenken, überlasse ich Ihnen. (Denn *JD kann es nicht 'machen' – niemand 'kann'*)
Lassen Sie sich Zeit, aber tun Sie es schnell, denn Sie wissen nicht, was Sie erwartet.

- man muss sich Zeit lassen (wie Sarah sagen)
- man kann sich nicht Zeit lassen, denn kann beginnen, wird es schon (fast) zu spät gewesen sein!
 - "Sag zu spät"
 - oder auch stets rechtzeitig zu spät.